

Unterdessen erreichten die ersten Einberufungsbefehle jene, die durch den verbrecherischen Gauleitererlaß betroffen wurden.

Doch bevor wir zu diesem, dem Hauptteil der Zwangsrekrutierung kommen, muß noch ihr Auftakt, ihr Vorspiel, die Zwangseinziehung zum Reichsarbeitsdienst (RAD) herausgestellt werden.

### Im R. A. D.

Genau wie bei der VdB, so gab es auch hier einige Luxemburger, die aus der Reihe tanzen mußten, indem sie sich freiwillig zu dieser paramilitärischen Organisation der Nazis meldeten. Wenn sich ihre Zahl auch nicht genau bestimmen läßt, so darf doch gesagt werden, daß es sich ebenfalls nur um einen äußerst niedrigen Bruchteil der Luxemburger Jugend handelte. Und auch diese Wenigen bestanden in ihrem Großteil keineswegs aus Ueberzeugten, aus «Deutschbewußten», wie es die damaligen Machthaber und vor allem ihre Handlanger nannten und darzustellen versuchten, sondern vielmehr aus Opportunisten, die sich in irgendeiner Weise einen persönlichen Vorteil aus dieser freiwilligen Meldung versprachen. Daß der Gauleiter und seine Mannen aus dieser Einstellung fleißig Kapital zu schlagen suchten, dürfte wohl keinen überraschen, der die Methoden dieser Herrschaften auch nur oberflächlich studiert hat. So war z. B. der Besuch einer höheren Schule, etwa einer Universität, von der Ableistung einer RAD-Zeit abhängig. Hier entstand also sozusagen eine erzwungen-freiwillige Meldung. Mag diese Tatsache auch die Eigenschaft einer Erklärung in sich tragen, so kann sie doch in keiner Weise als Entschuldigung für das anti-luxemburgische Verhalten dieser Freiwilligen gewertet werden. Denn sie wäre eine völlige Mißachtung der aufrechten Haltung jener, die eine solche Meldung abschlugen und so dem Gemeinschaftsinteresse des Ländchens ihre persönlichen Vorteile unterordneten — eine Haltung, die des öfteren noch mit deutschen Repressalien verbunden war. Es wäre aber auch eine unstatthafte Gleichstellung mit jenen, die sich nur

dem Zwang der Nazis beugten und die braune Uniform mit dem Hakenkreuz auf dem linken Aermel anzogen. Und es wäre vor allem ein hinterhältiger Fußtritt für jene Luxemburger, die ihr Leben einsetzten und hingaben, um die wirkliche Gesinnung des Luxemburger Volkes zu dokumentieren. Uebrigens kann die Beurteilung dieser Freiwilligkeit daran ermessen werden, daß unsere Exilregierung von London aus über die BBC verkünden ließ, jeder, der sich freiwillig zum RAD melde, sei zum Tode verurteilt. (Es soll jedoch gleich hier gesagt sein, daß kein einziges derartiges Urteil nach dem Kriege bestätigt oder gar vollstreckt wurde.)

Doch kehren wir zur Zwangseinberufung in den RAD zurück. Die ersten Stellungsbefehle wurden von den deutschen Behörden am 29. September 1941 erlassen. Und bereits Anfang Oktober mußten die Einberufenen ihre Heimat verlassen, um während sechs Monaten dem preußischen Drill zu unterstehen. Daß dabei die weiblichen Angehörigen der betroffenen Jahrgänge in keiner Weise verschont blieben, braucht, angesichts des illegalen und brutalen Verhaltens der «Gelben», wohl nicht besonders betont zu werden. Auch die Mädchen mußten ihre Zeit teils im RAD, teils im Kriegshilfsdienst (KHD) ableisten. Auch sie mußten ihren Blutzoll in tragischer Weise leisten. Darüber wird noch gesondert zu berichten sein.

Verfolgen wir zunächst den Leidensweg der «Jongen». Dabei mag das Schicksal eines Einzelnen als Beispiel für jenes der mehr als zehntausend stehen, die diesen Weg zu gehen gezwungen waren.

### Die Abfahrt

Am Eingang zum Hof der Primärschule in der Straßburgerstraße in Luxemburg nahm Jäng Bremer den Koffer auf, den sein Vater solange für ihn getragen hatte. Und Jäng bückte sich unnötig tief, als er den Koffer ergriff, denn sein Vater sollte die Träne nicht sehen, die ihm in diesem Augenblick aus dem Auge quoll. Der Abschied, den es zu Hause in den frühen Morgenstunden gegeben hatte, war schon schwer genug gewesen. Besonders die Mutter hatte sehr darunter gelitten, obwohl sie es zu verstecken suchte. Aber es ist ja schließlich unendlich viel von einer Mutter verlangt, ihren Sohn in eine ungewisse Ferne gehen zu lassen, wenn ringsumher die ganze Welt Kopf steht. So war sie denn auch nicht mit zum Sammelplatz gekommen, den das Einberufungsschreiben ange-

geben hatte. Nur der Vater hatte den Sohn begleitet, hatte den schweren, von der Mutter mit Lebensmitteln vollgestopften Koffer getragen, hatte Jäng am Hofeingang, wo die deutsche Absperrung keinen «Zivilisten» mehr durchgelassen hatte, die Hand gereicht und ihm noch einmal stumm und aufmunternd in die Augen geschaut. Dann hatte Jäng sich nach dem Koffer gebückt und der Vater hatte eine rasche Kehrtwendung gemacht, weil er ebenfalls keine Träne zeigen wollte.

Jäng ging in den Hof hinein, wo schon hunderte seiner Altersgenossen neben ihrem Gepäck standen und auf das Kommando warteten. Bekannte waren dabei. Doch wenn man sich auch freute, ein vertrautes Gesicht zu sehen, so war es doch eine recht gezwungene Freude, denn allzu groß lastete die Ungewißheit auf allen. Wohin würden sie verfrachtet werden? Wie würde das neue «Leben» aussehen? Würden sie zusammenbleiben? Eine Unmenge von Fragen stürmten durch die jungen Köpfe. Eine Unmenge von Fragen und keine einzige Antwort.

Ihre Namen wurden verlesen. Und schon trat die so viel und oft gerühmte deutsche Organisationskunst in ihr Recht: In einer langen Fünfer-Kolonnen mußten die Aufgerufenen antreten, um abmarschbereit zu sein.

Dann ging es nach dem Hauptbahnhof. Tausende von Menschen säumten die beiden Straßenseiten, denn nicht nur die Angehörigen der Einberufenen waren gekommen, um den aus der Heimat Entführten noch einen Gruß auf den schweren Weg in die Ungewißheit mitzugeben. Auch viele andere Luxemburger bekundeten ihre Sympathie für die «Jungen». Wen sollte es wundern, daß damals manches Wort fiel, das den deutschen Herren nicht gerade freundlich in den Ohren klang?! Daran vermochte auch das Spalier, das von deutschen Soldaten mit geschulterten Gewehren bis zum Haupteingang des Bahnhofes gebildet wurde, nicht das Geringste zu ändern. Besonders auf dem Bahnhofsvorplatz hatte sich eine dichte Menschenmenge gebildet, deren Rufe an die Adresse der Deutschen geradezu aggressiv waren.

Der Bahnsteig, auf dem der Sonderzug auf die Anmarschierenden wartete, war für das normale Publikum vollständig abgesperrt und lag deshalb, als die Zwangseinberufenen ihre Plätze in den Abteilen gefunden hatten, fast leer da. Nur das deutsche Begleitpersonal, das aus einer relativ großen Zahl von gradierten RAD-Leuten bestand, schritt noch an der Wagenreihe entlang, wachend, daß sich keiner unerlaubt entferne.

## Die Fahrt

In den Wagen herrschte alles andere als himmlische Ruhe. Kaum hatten die schweren Koffer einen Platz, sei es in den Gepäcknetzen, sei es unter den Sitzbänken, gefunden, da hingen ihre Besitzer auch schon wie Trauben an den heruntergelassenen Fenstern und riefen und winkten jedem zu, der nicht den Eindruck eines Deutschen machte: Den Eisenbahnern in den Gleisen und auf den anderen Bahnsteigen; den Reisenden, die dort drüben ebenfalls an den Fenstern ihrer Züge standen; den Zurückbleibenden, die sich auf der Fußgängerbrücke über den Gleisen stauten. Und es darf ruhig gesagt werden: Trotz der Trauer in den Herzen, trotz der Angst vor der Ungewißheit bot sich dem neutralen Beobachter keineswegs der Eindruck eines schweren Abschiedes. Und die Bildreporter der deutschgeleiteten Zeitungen knipsten munter drauf los, um anderntags mit Stolz ihren Lesern die Freude der Luxemburger zu zeigen, mit welcher dieser zur «Schule der Nation», wie sie den RAD ja nannten, einrückten. Sie schrieben allerdings kein Wort von jenen Vereinzelteten, die sich still in einen Winkel des Abteils gedrückt hatten, um mit den Gedanken im Heimathaus bei den Lieben zu verweilen; sie schrieben auch nichts davon, daß das laute Benehmen der Jungen nur ein Ueberspielen der wahren Gefühle war; und sie schrieben vor allem nichts davon, daß, als der Zug sich schließlich in Bewegung setzte und Richtung Deutschland nahm, die verbotenen Lieder vom «Feierwön» und vom «Letzeburg de Letzeburger» aus den jungen Kehlen aufklangen; sie ließen auch kein Wort davon verlauten, daß der aufgestapelte Zorn der «Reisenden» sich darin Luft machte, daß Fensterscheiben haufenweise in Scherben gingen und sogar Aborttüren den Weg neben die Geleise fanden.

Und immer wieder stiegen die Luxemburger Lieder — vielleicht nicht schön, dafür aber umso lauter — gegen Himmel. Und das Rufen und Winken fand kein Ende. Denn überall an der Strecke hatten sich die Luxemburger eingefunden, um den Verschleppten durch ihre Präsenz Verbundenheit und Mut zuzurufen.

Irgendwo — es muß nach Jäng's Erinnerung in der Gegend von Roodt an der Syr gewesen sein — hatten sich drei nette Mädels neben dem Bahnkörper aufgestellt, um zu winken. Alle drei trugen sie eine weiße Bluse, aber mit ihren Röcken hatten sie die Luxemburger Nationalfarben rot, weiß und blau zusammengestellt.

Etwas Aehnliches hatten sich drei zukünftige Arbeitsmänner ausgedacht: Sie winkten, nebeneinander am gleichen Fenster stehend, mit je einem roten, einem weißen und einem blauen Taschentuch. Und das deutsche Begleitpersonal suchte lange und natürlich vergeblich nach dem verdammten Luxemburger, der eine verbotene Nationalfahne mit sich führte!

Dann passierten sie die Moselbrücke bei Wasserbillig und verließen den Heimatboden. Da wurde es mit einem Schlage still in den Abteilen. Da drückte sich jeder schweigend auf seinen Platz und hing nur noch seinen Gedanken nach. Gedanken, die in keiner Weise freundlicher Natur waren! —

In Trier hieß es dann: «Alles raus!» Vor dem Bahnhof mußte angetreten werden und in Fünferreihen ging es zur Reiterkaserne. In der großen Reithalle zwischen Stroh und Heu, durften sie sich auf ihre Koffer setzen und warten. Denn hier wurden sie ausgesondert nach den verschiedenen Arbeitsdienstlagern, die für die nächsten Monate ihre Unterkunft sein sollten. Aber noch hatte keiner von ihnen eine Ahnung, wohin die Fahrt gehen sollte. Was wußten sie denn überhaupt von dem, was die nächste Stunde ihnen bringen würde? Nicht das allergeringste. Weder die Zeit der Weiterfahrt, noch das Ziel; weder wie ein Arbeitsdienstlager aussah, noch was sie dort erwarten mochte. Und sie sahen bald ein, daß es ganz und gar keinen Zweck hatte, über eine Beantwortung dieser Fragen nachzudenken. Sie würden es schon noch erfahren. Vielleicht sogar früher als ihnen lieb war. Sie wurden nach und nach, ohne es zu merken, zu Fatalisten. Sie lebten nur noch dem Augenblick.

Und dann saß Jäng Bremer wieder in einem Zug, zusammen mit mehreren Hunderten. Es war schon später Nachmittag und die Richtung war Nordosten: Immer weiter fort von der Heimat. Mehr war nicht herauszufinden.

Der Abend kam, und der Magen verlangte sein Recht. Ein Griff in den überfüllten Koffer schaffte hier ohne die geringste Schwierigkeit Abhilfe. Dann war es Nacht. Und trotz der vielen sorgenden Gedanken gewann der Schlaf schließlich Macht über die ermatteten, jungen Körper.

Die Räder aber rollten weiter und weiter, pausenlos. Nur ab und zu riß ein gellender Pfiff der Lokomotive die Schläfer aus ihrem Dösen. —

Als der neue Tag sich in vollem Lichte zeigte, gelang es Jäng beim Durchqueren eines Bahnhofes den Namen «Magdeburg» zu lesen. Magdeburg? — Magdeburg! — Das war doch

eine Stadt im Norden Deutschlands. Lag das nicht irgendwo westlich von Berlin? — Und immer noch hämmerten die Räder ihren Takt. Immer noch rollte der Zug der aufgehenden Sonne entgegen. Immer noch ging es weiter von der Heimat fort. Wohin denn nur? —

Noch den ganzen Tag lang ging die Reise, bis in den späten Abend hinein. Es war schon stockdunkel als es hieß «Aussteigen!» Sie scheuchten aus ihrem Dämmer Schlaf hoch, reckten die steifen Glieder und langten dann die schweren Koffer herunter. Die Begleiter trieben zur Eile an.

«Nun macht schon, ihr lahmen Enten! Glaubt Ihr vielleicht wir wollten hier übernachten! — Na wartet! Wir werden Euch schon beweglicher machen!»

Es war kaum etwas zu erkennen. Natürlich! Verdunklung! Wegen der feindlichen Fliegerangriffe! Aber soviel war doch auszumachen: Sie waren in einem Bahnhof. Hier war der Bahnsteig, und dort drüben konnte man den Ausgang vermuten. Und da hinten war ein Schild, das von einer völlig abgeblendeten Lampe kärglich erhellt wurde: «Zinnowitz». Zinnowitz?! — Nie gehört! — Wo mochte das liegen?

Sie behielten keine Zeit, eine Antwort auf diese Frage zu suchen. Das Begleitpersonal drängte schon wieder zur Eile.

«Los, ihr müden Heinis! — In Fünfer-Reihe angetreten! Marsch! Marsch!»

Wieder saßen sie in den Abteilen, wieder stampfte die Lokomotive. Doch es war eine Schmalspur-, eine Werkbahn. Und die Reise war auch bald zu Ende. In Karlshagen mußten sie wieder raus. Mußten wieder antreten, und dann ging es durch die vollständige Dunkelheit. Wohin? Würden sie bald ihr Ziel erreicht haben? Oder war es noch weit? Keiner hatte eine Ahnung. Jeder war nur bemüht, den Anschluß an den Vordermann zu behalten. Und die Koffer drückten immer schwerer, wurden von einer Hand in die andere, dann auf die Schultern gewechselt. Schon ging der Atem keuchend.

Da standen sie vor einem großen Tor. Der Transportleiter wechselte einige Worte mit dem Posten und schon setzte sich die ganze Kolonne wieder in Marsch. Sie zogen ein in das Lager Peenemünde. —

### Im Lager

Ein schriller Pfiff riß Jäng Bremer hoch. Was war denn los? Warum wurde er so brutal aus dem tiefsten Schlaf geris-

sen? Wo war er überhaupt? — Er sah sich um. Ach ja, richtig! Er lag im Bett, lag nicht gerade weich und bequem, aber sie waren doch alle recht froh gewesen, als sie sich hatten niederlegen dürfen. Und sie waren in einen unvermittelten, abgrundtiefen Schlaf gesunken, der ihnen keine einzige Minute Zeit zum Nachdenken gelassen hatte. Nichts hatte sie mehr interessieren können als Schlafen, Schlafen, Schlafen!

In der Nacht waren sie auf einen großen Platz gekommen, dessen eine Seite von den dunklen Umrissen eines größeren Gebäudes abgeschlossen wurde. Dort hatten sie Halt gemacht und waren unterteilt worden. Dann hieß es schon wieder, die Koffer aufnehmen. Und jede der vier gebildeten Kolonnen schritt nach einer anderen Seite davon.

Der Haufen, bei dem sich Jäng befand, hatte keinen weiten Weg. Schon nach etwa hundert Metern war die große Holzbaracke erreicht, die für die nächsten Monate ihr «zu Hause» darstellen sollte. Wieder einmal wurden sie unterteilt, und Jäng kam, zusammen mit 7 Kameraden, durch einen Gang in «seine Stube». Es war ein Zimmer in dessen Mitte ein breiter Tisch stand, während rechts und links je eine Reihe von 4 Doppelbetten — immer zwei übereinander — mit den Kopfteilen an den Wänden stand. In den Zwischenräumen standen schmale Schränke, von denen sie später erfuhren, daß sie «Spind» hießen und zum Unterbringen aller persönlichen und RAD-lichen Besitztümer bestimmt waren. Der Rest der Zimmereinrichtung bestand aus einem Schemel ohne Rückenlehne für jeden Bewohner.

Die Hälfte der Betten war schon belegt von jungen Burschen, denen es keineswegs angenehm war, aus dem besten Schlaf gerissen zu werden. Sie lugten mit verschlafenen und ärgerlichen Mienen nach den Neuankömmlingen, die sich beeilten, möglichst rasch eine freie Schlafstelle zu finden, nachdem sie ihre Koffer beiseite gestellt hatten.

Für Jäng war nur ein Oberbett geblieben, und so hatte es noch einer kleinen turnerischen Übung bedurft, bevor er in Morpheus' Arme sank. Doch dann konnte ihn schon nach wenigen Minuten auch das lauteste Schnarchen nicht mehr erreichen.

Und jetzt hatte ihn der gellende Ton der Trillerpfeife hochgerissen. Er brauchte ein oder zwei Minuten, bevor er vollständig «da» war. Er sah sich um. Den Luxemburgern, die mit ihm angekommen waren, ging es keinen Deut besser. Auch sie saßen halbaufgerichtet in ihren Betten und mußten sich erst zurechtfinden, während die Deutschen bereits hochge-

sprungen und beim Anziehen waren. Dieweilen drang vom Korridor her ein lautes Schreien herein, als ob dort ein heftiger Wortstreit im Gange sei.

Da wurde die Stubentür aufgerissen und ein Mann in RAD-Uniform, kaum älter als Jäng, trat ein. Auf der Brust baumelte ihm, mit einer Kordel an einem der obersten Knöpfe befestigt, eine Trillerpfeife. Das war also derjenige, der sie so unsanft geweckt hatte. Und Jäng konnte gleich feststellen, daß es auch der gleiche war, der draußen auf dem Flur den «Wortstreit» gehabt hatte. Denn es war die gleiche Stimme, die jetzt loslegte:

«Aufsteh'n! Raus aus den Fallen! Los, ihr müden Krieger! Hebt die lahmen Knochen oder ich mache euch Beine!»

Rasch sprang Jäng von seiner Lagerstatt und machte sich ans Ankleiden, nachdem er sich im nebenanliegenden Waschraum den restlichen Schlaf vertrieben hatte. Kaum war er in «salonfähigem» Dreß, da heulte der Pfeifenmann schon wieder draußen den Flur entlang. Jäng und seine Luxemburger Gefährten verstanden kein Wort von dem Geschrei und sahen sich daher verständnislos an. Ihre anderen Stubengenossen aber waren im Bilde.

«Kaffeeholer raustreten!» hatte das geheißen.

Und ohne Zögern griffen zwei dieser schon «Erfahrenen» einen großen Aluminiumkrug, der aussah wie bei Jäng zuhause ein Kohlenbehälter, nur daß kein Bügel, sondern ein regelrechter Henkel daran war. Und ab gingen die beiden damit auf den Flur. Gleich darauf klangen draußen einige Kommandos auf und dann Marschritte, die sich entfernten.

Jäng sah, daß die Deutschen sich daranmachten, ihre Betten in Ordnung zu bringen. Mit einer Genauigkeit sondergleichen zogen sie das Laken gerade, dann die Woldecken darüber, schließlich wurde das Kopfkissen aufgelegt und daran herumgedrückt und gestoßen, daß es Kanten aufwies wie mit einem Brett abgegrenzt. Das nannten sie «Betten bauen». Die Luxemburger schüttelten den Kopf verständnislos. Ob das wirklich zu erlernen notwendig war? Na, jedenfalls nicht mit einer solch pedantischen Genauigkeit! Jäng versuchte, eine gewisse Ordnung in sein zerwühltes Bettzeug zu bringen. Es gelang nur halb, denn schließlich war das eine vollkommen neue Beschäftigung für ihn. Daheim hatte das immer seine Mutter getan.

Dann waren die «Kaffeeholer» zurück. Der eine schleppte den Krug, der nun eine dunkle Flüssigkeit enthielt, die man mit

etwas gutem Willen als Kaffee ansprechen konnte. Der andere trug in einer großen Schüssel, die ebenfalls aus Aluminium war, einen ordentlichen Klecks Marmelade von einer unbestimmbaren Sorte, und eine Anzahl Kommißbrote. Diese wurden in je drei Teile geschnitten und ergaben nun im Ganzen 16 Portionen. Dann wurde auch der Marmeladeklecks in 16 Häufchen aufgeteilt und die Hauptvorbereitungen zum Frühstück waren fertig. Rasch hatten die deutschen Arbeitsmänner ihre Tassen aus den Spinden geholt und sich Kaffee eingeschenkt. Nun saßen sie um den Tisch und kauten, als hätten sie es schon seit Monaten nicht anders gehabt.

Dieweil standen unsere Luxemburger da und wußten nicht was tun und was lassen. Hunger hatten sie wohl und Durst auch, aber sie hatten keine Tassen, um sich einen Schluck Kaffee einzugießen. Außerdem flößten ihnen Marmelade und Kommißbrot kein großes Vertrauen ein. Aber sie hatten ja ihre schweren Koffer samt Inhalt. Schließlich hatten sie alle diese Fressalien nicht umsonst mit derartiger Anstrengung hierher geschleppt! So kramten sie denn ein anständiges Stück Weißbrot hervor, einen ordentlichen «Wupp» Dauerwurst dazu, warfen noch einen verächtlichen Blick auf das «RAD-Futter» und ließen die Backenknochen mahlen, daß es nur so eine Art war. Die deutschen Stubengenossen hatten schon bei der Ansicht des Weißbrotes Stielaugen bekommen, und bei der Wurst war ihnen das Wasser förmlich im Munde zusammengelaufen! Daß es solche Herrlichkeiten überhaupt noch auf der Welt gab! Das war ihnen völlig unbegreiflich. Seit Jahren hatten sie derartiges nicht mehr gesehen. Und nun holte der Benni an der unteren Ecke des Tisches auch noch eine Butterdose hervor und schmierte eine fast fingerdicke Lage auf sein echtes Bauernbrot! Der Hans Deglow aus Pyritz in Pommern vergaß für einige Augenblicke lang das Kauen vollständig. Dann schluckte er so heftig, daß ihm ein Brocken «Kommiß» im Halse stecken blieb und einen gefährlichen Hustenanfall verursachte. Dabei dachte er an das so viel bejubelte Wort von Hermann Göring: «Lieber Kanonen statt Butter!» Und er mußte gestehen, daß Butter doch etwas Schönes war!

### Die Einkleidung

Nach dem Frühstück mußten die Luxemburger antreten, und es ging zur Bekleidungskammer, wo sie ihre «Klamotten» erhielten. Daß es dabei wie in einer Maßschneiderei zugehe, hatte keiner von ihnen erwartet. Aber so vereinfacht hatten

sie es sich doch nicht vorgestellt. In einem Halbkreis mußten sie zu je sechs Mann antreten; der «Kammerbulle», wie der für die Bekleidung Zuständige genannt wurde, trat in den Mittelpunkt, und es ging los. Zunächst bekam jeder eine Zeltplane, die bei nassem Wetter als Regenmantel benutzt, jetzt aber vor einem jeden auf dem Boden ausgebreitet wurde, um als Unterlage für die übrigen Bekleidungsstücke zu dienen. Und schon kam auf jeden eine braune Jacke zugeflogen. «Paßt!» behauptete der «Bulle». Und das tat er bei jedem der nachfolgenden Ausrüstungsgegenstände: Bei der Hose, dem Hemd, der Unterhose, den Socken, dem Mantel, den Stiefeln; alles «paßte»! Am Ende schienen ihm aber doch Zweifel an seiner Behauptung zu kommen, denn er sagte: «Sollte etwas nicht nach Maß sein, so könnt Ihr untereinander tauschen.» Und dann mußten sie die Zeltplane mit ihrem «Gelump» zusammenpacken und den Platz für die nächsten sechs räumen.

Kaum hatten sie, nach gegenseitigem Tausch einzelner Stücke, ihre Uniformen einigermaßen «passend» gemacht, da trillerte der Vormann vom Dienst — allmählich lernten sie nun schon die offiziellen Ausdrücke kennen — bereits einen neuen Befehl durch die Stuben. Sämtliche Koffer mußten geleert und mit der Zivilkleidung nach Hause geschickt werden.

### Ein Zwischenfall

Jäng verspürte dabei einen kleinen Schock. Ihm war, als würde mit diesem Versand eine letzte Brücke zur Heimat abgebrochen. Eine Spur von müder Resignation wollte in ihm hochsteigen. Doch es blieb keine Zeit für solche Gedanken. Man mußte ausräumen. So griff er denn, genau wie die anderen, in den prall gefüllten Koffer und versuchte dessen Inhalt gemäß Befehl in dem Spind unterzubringen. Es war keine leichte Sache, aber es mußte gehen.

Alle waren intensiv mit der Lösung dieses Problems beschäftigt, nur der Benni — der mit der fingerdicken Butter auf dem Brot — saß regungslos auf seinem Schemel neben seinem Koffer, der besonders riesige Ausmaße hatte, und sah scheu auf die Tätigkeit der andern. Der Benni Weber war ein patenter Bursche, wie Jäng später feststellen konnte, aber er war ein bißchen verloren in dieser, ach, so vollkommen neuen Umgebung. Er stammte aus Befort im Müllertal und hatte sein kleines Heimatdorf noch nie verlassen. Kein Wunder, daß er sich hier in der Fremde nicht zurecht fand.

Plötzlich schrie einer der deutschen Stubengenossen aus Leibeskräften «Achtung!» Die Deutschen sprangen auf, standen stramm und legten die Hände an die Hosennaht, nachdem sie Front zur Stubentür genommen hatten. Dort stand ein Gradiertes — er stellte sich später als «Zugführer Steffen» vor — und sah dem Treiben zu. Die Luxemburger hatten verständnislos aufgeschaut, als die Deutschen stramm standen. Und ehe sie begriffen hatten, was das Ganze bedeuten sollte, ging schon ein Donnerwetter über sie nieder, daß sie nicht mehr wußten, ob sie Männlein oder Weiblein waren. Ob sie's nicht nötig hätten? Ob das «Achtung!» nicht auch für sie gelte? Ob das alle Manieren seien, deren sie beim Eintritt eines Vorgesetzten fähig seien? Und an diese Fragen, die ausschließlich rethorischen Charakter hatten, schloß der Herr Zugführer eine Reihe von Ankündigungen an, die den «undisziplinierten Beutegermanen» nicht gerade Gutes für die nahe Zukunft verhießen. Da faßte sich Jim Jäger aus Mertert ein Herz und trat vor.

«Verzeihung, Herr Zugführer . . . .»

Weiter kam er nicht.

«Was heißt hier «Herr Zugführer»?! — Beim Reichsarbeitsdienst gibt es keine Herren! Merken Sie sich das! Wenn Sie mich anreden, dann heißt das einfach «Zugführer», verstanden?! — Im übrigen haben Sie nur zu reden, wenn Sie gefragt sind!»

Jim trat wieder an seinen Platz zurück und suchte genau so ausdruckslos dreinzuschauen wie seine Kameraden.

«Los! Weitermachen!»

So packten sie denn weiter aus. Nur der Benni nicht. Der saß womöglich noch verschüchterter da als zuvor. Da trat der Zugführer auf ihn zu.

«Na, und Sie? Haben Sie nichts auszupacken?»

«Doch», sagte der Benni und sah zu dem gestrengen Herrn auf, wie ein Hund der einen Fußtritt erwartet.

«Na, dann machen Sie schon! Los!»

Da griff der Benni zögernd, fast schon zitternd, in seinen Koffer und holte eine ganze Dauerwurst hervor, gegen die ein polizeilicher Gummiknüppel wie ein Schnürsenkel wirkte.

«Na, los! Mensch!» befahl der Zugführer, als Benni erneut zauderte. Darauf tauchte Benni Hand wieder in die unergründlichen Tiefen seines Koffers und holte ein fünfpfündiges, rundes Brot heraus. So eines, das sie zu Hause ein «Plo'raad» nann-

ten. Und er legte es, immer noch geniert, neben die Wurst auf den Tisch.

«Weiter!» Die scharfe, befehlende Stimme gab keine Ruhe. Und in diesem Augenblick, da jeder ihn ansah, fiel plötzlich, völlig unvermittelt, bei Benni der Groschen, wie man so sagt. Da erfaßte er mit einem Male das Urkomische der ganzen Situation. Da trieb ihn der Schelm, der in seinem gutmütigen Herzen wohnte. Und er packte aus, während ein spitzbübisches Grinsen um seine Mundwinkel stand. Einen halben Schinken legte er auf den Tisch, einen halben Kranz «drechene Kuch», sechs Mettwürste, einen Sandkuchen und noch vieles andere, was den Herren Deutschen seit Jahren nicht mehr zu Gesicht gekommen war. Was Wunder, daß jede ihrer Bewegungen erstarrete! Nur wenige Gesichtsteile waren noch kleiner Veränderungen fähig: Zuerst wurden die Augen größer und größer, bis es wahrhaft erschreckend aussah. Dann öffneten sich die Münder in gleichem Maße. Und schließlich die Nasenlöcher. Und die Ohren standen ihnen — dem Zugführer eingeschlossen! — steif, wie die eines Kaninchens, das dem tödlichen Blick der Schlange entfliehen möchte, es jedoch nicht vermag.

Als Benni Koffer endlich leer, der große Tisch dafür aber halbvoll der kulinarischen Dinge war, schluckte der Zugführer gewaltsam das Wasser, das ihm im Munde stand, hinter und suchte nach einem ehrenvollen Abgang.

«Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß derjenige, der Eßwaren verderben läßt, strengstens bestraft wird!» knurrte er und war schon draußen.

«Sag mal», meinte der lange Paul Heyse aus Stettin und fuhr ungläubig mit der Hand über das schwere Stück Schinken, «ist das alles echt?»

«Was meinst du denn?!» sagte der Benni. «Bei uns Luxemburgern gibt's keine Vorspiegelung falscher Tatsachen.»

Die Luxemburger legten ihre Vorräte zusammen und konnten so während der ersten vollen drei Wochen auf die unzulängliche RAD-Kost verzichten. Dann aber wurde auch für sie Schmalhans Küchenmeister, und es gab nur noch einen kulinarischen Genuß, wenn ein Päckchen aus der Heimat eintraf.

Am andern Tag aber begann

### der volle Ernst des RAD.

Wieder schrillte um 6 Uhr in der Frühe die Trillerpfeife und riß die jungen Menschen aus ihrem gesunden Schlaf. Wie-

der schrie es: «Kaffeeholer raustreten!» Und nach dem Frühstück ging's dann erst so richtig los.

Auf dem großen, freien Platz, auf dem sie in ihrer Ankunftsnacht zum letzten Male aufgeteilt worden waren, trat die ganze Abteilung — etwa 150 Mann — in Reih und Glied an. Das heißt, bis die Neuankömmlinge die Worte «Reih und Glied» so begriffen hatten, wie es die preußische Zucht und Ordnung verstand, dauerte es eine ganze Weile, und es ging nicht ohne recht grobe Schimpfworte seitens der Ausbilder ab.

Dann erschien der Abteilungsleiter, ein Oberfeldmeister. Der Zugführer vom Dienst (ZvD) brüllte sein «Achtung!», daß alle Angetretenen vor Schreck stramm standen, und schritt dann auf den Vorgesetzten zu, um Meldung zu machen.

«Arbeitsdienstabteilung K 4/52 angetreten!»

Der Oberfeldmeister schnarrte ein «Danke!» und hob seine lederbehandschuhte Rechte zum Deutschen Gruß. Danach schritt er die Front der neuen Arbeitsmänner ab, betrachtete jeden mit scharfem Blick, während der Zugführer ihm halblinks, zwei Schritte zurück, folgte. Am Ende der Kolonne angekommen, warf er noch einen prüfenden Blick an der vorderen der drei Reihen entlang, dann ging er zur Mitte, nahm soviel Abstand von den Arbeitsmännern, daß er alle im Blickfeld hatte und befahl seinem Untergebenen :

«Lassen Sie rühren!»

Darauf trat der ZvD wieder vor, nahm Haltung an und brüllte :

«Abteilung — rührt euch!»

Da lösten sich die verkrampften Glieder, und die Arbeitsmänner bekamen wieder etwas Menschlicheres. Daß die Ausführung des Befehls in keiner Weise dem Erwarten des ZvD entsprach, konnte man seinem Gesicht auf das Deutlichste ansehen. Es mußte für sein militärisches Gefühl geradezu eine Höllepein sein, daß die Deutschen ihre Sache zwar schon recht ordentlich machten, die Luxemburger aber ihre Quadratlatschen gerade so und dorthin setzten, wie es ihnen just gefiel. Er warf einen verstohlenen Blick auf den Oberfeldmeister und war bereit, beim allergeringsten Anzeichen von dessen Aergernis, ein brüllendes Donnerwetter über den undisziplinierten Haufen loszulassen.

Es kam nicht dazu. Vielmehr hielt der Abteilungs-Chef eine Ansprache an die Neuen, in der vom Dienst am großdeut-

schen Vaterland, von den Zeugen einer großen Zeit, von einer weltweiten Bedeutung, einer europäischen Aufgabe, dann von dem heroischen Kampf gegen den Bolschewismus und endlich von einem dreifachen Sieg-Heil auf den Führer des Großdeutschen Reiches, Adolf Hitler, die Rede ging.

### Was man Ausbildung nannte

Danach teilte sich die Abteilung auf und jede Stubeneinheit wurde von einem Vormann — dem nächsten Grad über dem einfachen Arbeitsmann — zwecks Ausbildung übernommen. Dieser mußte den Neuen das «Stillstehen» beibringen. Und das genau nach Vorschrift. Denn bei Preußens herrschte Ordnung und Disziplin wie sonst nirgends! Beim Befehl «Stillgestanden!» oder beim Ruf «Achtung!» hatte der Arbeitsmann, mit Front zum jeweiligen Vorgesetzten, die Absätze hörbar zusammenzuknallen, wobei die Füße einen Winkel von 90 Grad bilden mußten. Gleichzeitig war der Blick starr geradeaus zu richten, die Brust herauszudrücken, der Bauch einzuziehen und die Arschbacken zusammenzukneifen, dieweil die ausgestreckten Hände mit dem Mittelfinger längs der Hosennaht flach an den Oberschenkel zu pressen und die Ellenbogen nach vorne zu schieben waren. Daß diese vollkommen unnatürliche Haltung nicht so ohne weiteres und schon garnicht auf Anhieb zu bewerkstelligen war, versteht sich von selbst. So wurde sie denn bis zur «Vergasung» wiederholt. Und wenn sie auch nur bei einem der 16 nicht dem Schönheitsideal des Ausbilders entsprach, dann heulte er los :

«In den Wald, marsch, marsch!»

Und «Marsch, marsch!» bedeutete nichts anderes als «Laufen». Nach wenigen Schritten kam dann: «Hinlegen!» Das hieß daß man sich möglichst schnell auf den Boden zu werfen hatte, egal ob derselbe sich trocken oder naß, steinig oder sandig, grasbewachsen oder als Regenpütze darbot.

«Auf, marsch, marsch!» — «Zurück, marsch, marsch!» — «Achtung!»

Es war alles andere als eine gemütliche Morgengymnastik. Obwohl Jäng in der Schule beim Turnen nicht gerade der Schlechteste seiner Klasse gewesen war, ging sein Atem nach dem sechsten Hinlegen schon recht schwer. Und der Schweiß rann ihm förmlich am Rückgrad entlang. Kein Wunder, bei dem dicken, fest bis zum Hals geschlossenen Uniformrock und den schweren, derben Nagelschuhen.

Und der Ausbilder hatte immer noch nicht genug.

«Ich laß euch laufen bis euch das Wasser im Arsch kocht!»

Nach dem «Stillstehen» kam das «Grüßen» an die Reihe. Wieder genau nach Vorschrift: Der rechte Arm vollkommen ausgestreckt, die Hand seine Verlängerung bildend, so daß die Fingerspitzen in Höhe der rechten Augenbraue waren. Und wieder «Marsch, marsch!» und «Hinlegen!»

Dann wurden neue Befehle gelernt: «Die Augen — links!» «Augen — rechts!» Und dann der Gleichschritt mit dem abschließenden «Halt!» Wehe, wenn auch nur ein einziger dabei zu spät zum Stehen kam! — «Hinlegen! — Auf, marsch, marsch! — Hinlegen!»

Dazwischen mußten sie immer wieder «antreten» und sich «ausrichten», d. h. in eine schnurgerade Reihe stellen. Stand dabei nur ein einziger vor der «Front», dann ging das Laufen und Hinlegen von Neuem los.

Nach dem Drill des Körpers kam derjenige des Geistes. In sogenannten Unterrichtsstunden wurde den «Schülern der Nation» beigebracht, welch ungeheueres Glück ihnen zuteil geworden war, daß sie in einer Zeit derartiger Größe leben durften. Sie erfuhren, wie hoch sie es einzuschätzen hätten, daß der Führer aller Deutschen, Adolf Hitler, sie zum Stolz der ganzen Nation werden ließ. Man hämmerte ihnen ein, daß noch nie in der vieltausendjährigen Geschichte der Welt eine Jugend mit einer solch gewaltigen Aufgabe beehrt worden war.

Und die Luxemburger hatten den Eindruck, daß diese politische Schulung besonders für sie abgehalten wurde. Denn ihre deutschen Mitschüler hatten all diese «Ehren» ja bereits als Pimpfe und Hitlerjungens erfahren, während Jäng Bremer und seine Kollegen erst jetzt zu den ersten Schritten auf diesem Gebiet geführt werden mußten. Wie wenig weit dies gelang, zeigte sich später immer wieder auf eklatante Weise.

Natürlich wurden auch die ungeheueren militärischen Erfolge der grossdeutschen Wehrmacht für diese Zwecke voll ausgenützt. So z. B. als Hitlers Truppen bis tief in den Kaukasus vordrangen und dort den höchsten Berg, den Elbrus, erstürmten, während gleichzeitig Rommel sich in Afrika anschickte, zum Nil vorzustossen. Da erteilte der Oberfeldmeister eine militärische Geographiestunde, die so recht den Grössenwahn der nazistischen Eroberer herausstellte.

An Hand einer Landkarte Europas und Asiens prophezeite er den weiteren Verlauf des Krieges bis zu seinem sieg-

reichen Ende. Die unaufhaltsamen deutschen Armeen würden, nach der Eroberung des Kaspischen Meeres, über Persien — das heutige Iran — auf die Türkei marschieren, um sich dort mit Rommels Truppen zu vereinen, die über Aegypten und Arabien zu ihnen stossen würden. Nachdem auf diese Weise das Mittelmeer zu einem grossdeutschen Binnensee geworden war, würden die vereinten Kräfte nach Osten marschieren, um über Indien hinweg irgendwo im Fernen Osten mit den genau so siegreichen japanischen Verbündeten in Verbindung zu kommen. Dann würden alle Gegner kapitulieren und die uneingeschränkte Ueberlegenheit der arischen Rasse, unter der Leitung des einmalig grossen Führers Adolf Hitler anerkennen!

Mochte Jäng diese Behauptungen auch mit vollster Ueberzeugung als Goebbels'sche Propaganda und als utopische deutsche Wunschgedanken abtun, so schlich sich doch ab und zu, besonders nach pausenlosen Wiederholungen solcher Parolen, die Furcht ein, es könne noch unermesslich lange Zeit vergehen, bis die Engländer und Amerikaner solch schreckliche Visionen verbannt hätten.

Auch die Gesangstunden, die besonders zu Anfang recht zahlreich abgehalten wurden, dienten nicht gerade der Verbesserung der luxemburgischen Stimmung. Wurden ihnen doch Lieder beigebracht, die keineswegs ihren Empfindungen entsprachen. Etwa, wenn sie möglichst laut — je lauter, desto besser und schöner wurde es gewertet! — gröhlen mussten: «Denn heute gehört uns Deutschland, und morgen die ganze Welt!» Dass die Nazis das ursprüngliche «Heute hört uns Deutschland» durch das gierige «gehört» ersetzt hatten, konnte zwar niemanden überraschen, war aber typisch für ihre Geisterverfassung.

Und was mussten sie noch alles an aufreizenden Marschliedern erlernen! Ob es nun das war von «Erika», dem kleinen Blümelein, das auf der Heide blühte, vom «Westerwald», über dessen Höhen der Wind so kalt piff, oder jenes von den «Bomben auf England» und den Wildgänsen, die durch die Nacht rauschten, oder gar jenes vom «Afrikakorps», dessen Panzer im Sonnenbrand zum Kampf gegen England standen, immer wieder erinnerte ihr Ertönen Jäng Bremer daran, daß er und seine Leidensgenossen ohnmächtig in einer Uniform stachen, die sie gezwungenermassen, entgegen jedem elementarsten Völkerrecht, auf Grund eines schändlichen Geistesverbrechens trugen. Und so manches harte luxemburgische Fluchwort wurde während des Gegröhles mit hinausgeknurrt.



Dann erhielten sie die sog. Ehrenzeichen ihrer Arbeitsmännerwürde ausgehändigt, den Spaten. Und sie erfuhren, dass dieses Werkzeug vor allem für Beschäftigungen bestimmt war, die nichts mit graben zu tun haben.

### Drill in allen Variationen

Zunächst einmal mussten sie lernen, aus welchen Teilen ein solcher Spaten besteht. Und zwar genau nach Vorschrift: «Der Spaten besteht aus drei Teilen; dem Spatenblatt, dem Spatenstiel und dem Spatengriff.» Dann wurde ihnen beigebracht, dass das Spatenblatt stets so blitzblank zu sein hatte, dass ein Spiegel dagegen wie eine verrostete Konservenbüchse aussah. Und da die diensttuenden Vorgesetzten hier ein Reinlichkeitsgefühl entwickelten, das eine Hausfrau beim Osterputz in den schwärzesten Schatten stellt, so ist leicht zu begreifen, dass diese Spaten zu recht häufig und ergiebig fließenden Schweissquellen wurden. Denn ausser dem schon bis zum Ueberdruß angewandten «Hinlegen» führten die Ausbilder nun noch eine neue Art der Bestrafung ein. Der Befehl dazu lautete: «Spaten in Vorhalte!» Das bedeutete, dass der Spatenstiel mit der einen Hand neben dem Spatenblatt und mit der anderen neben dem Spatengriff erfaßt werden und mit ausgestreckten Armen möglichst weit vom Körper gehalten werden musste. Dann hiess es in die Hockstellung gehen, so dass das Gesäss die Fersen berührte. Und dann: «Hüpfen!» Wer dabei das Gleichgewicht nicht schon nach wenigen Hopsern verlor, sei es nach hinten oder nach vorn, der war nach einer Strecke von 50 Metern so in Schweiss gebadet, dass ihm nicht nur das Hemd, sondern auch der Uniformrock am Körper klebte, als sei er durchs Wasser gezogen worden.

Dabei hatten die sadistischen Burschen noch eine Steigerung dieser Drillmethode ersonnen. Und sie wandten sie gerne und rücksichtslos an. Da Peenemünde an der Ostsee, nämlich an der Nordspitze der Halbinsel Usedom liegt, gab es, nicht weit vom Lager entfernt, einen Meeresstrand, der zu normalen Zeiten das Herz eines Touristen in reinste Wonne versetzt hätte. Weit dehnte sich der schöne, weiche Sand und bildete Dünen, die eine Höhe von etwa drei Metern erreichten. Da hinaus marschierten die Arbeitsmänner und übten «Rechts um», «Links um» und «Ganze Abteilung kehrt». Und wenn schon nach zwei oder drei Kehrtwendungen die Stiefel-

absätze sich so tief in den Sand eingewühlt hatten, dass ein Herumschwenken völlig unmöglich geworden war, dann hiess es zur Strafe: «Auf die Dünen — marsch, marsch!» Wenn sie oben waren, kam der Befehl: «Spaten in Vorhalte! — In die Hocke! — Hüpfen!» Da nun aber der Dünenabhang ziemlich steil war, so stiess man beim Hüpfen unweigerlich mit dem Hintern an, bekam das Uebergewicht nach vorn und purzelte kopfüber — kopfunter den Hang hinab. Und schon brüllte der Ausbilder los:

«Sie Heini, Sie! Das war nicht befohlen! Los! Wieder hinauf!» Und die Marter begann aufs Neue.

Vor allem aber diente der Spaten zum Ueben von Griffen. Natürlich wieder genau nach Vorschrift. Dazu wurde der Spaten neben den rechten Fuss gestellt und zwar so, dass die Innenfläche des Blattes zum Körper zeigte. Gehalten wurde er dabei mit Zeigefinger und Daumen der rechten Hand, als ob er ein grosser Bleistift sei. Auf Kommando «Den Spaten» musste dann der Stiel richtig umfasst und danach das Blatt durch Anwinkeln des Armes nach oben geschwungen werden. In diesem Moment hatte die linke Hand den Stiel kurz unter dem Blatt kräftig klatschend zu erfassen. Dann kam das Kommando «Ueber!» Und schon rutschte die Rechte an den Spatengriff, drückte ihn nach links außen und tauschte mit der Linken die Position. Und dann erhielt der Spaten eine Vierteldrehung, so dass er schliesslich, auf der linken Schulter liegend, mit seiner Innenseite zum linken Ohr zeigte, während die rechte Hand zur Hosennaht zurückgerissen wurde. Dabei durfte, ausser den Armen, kein Körperteil auch nur die geringste Bewegung vollführen. Mit den gleichen Bewegungen, lediglich in umgekehrter Reihenfolge, wurde bei «Spaten ab!» verfahren, dieweil das Präsentieren des Spatens folgendermaßen geschah: Von der linken Schulter wurde der Spaten nach vorne und gleichzeitig nach unten gerissen. Die rechte Hand fuhr klatschend an den Stiel und fing so den Schwung ab. Dann wurde das Innere des Spatenblattes zur Brust und dasjenige der rechten Hand zum Boden gedreht, dazu kam der Ellenbogen auf die genaue Höhe der Hand. Es geschah mehr als einmal, dass das Drehen des Spatens zu früh, das heisst, schon beim Herabreißen von der Schulter geschah. Dann wurde das linke Ohr meistens recht stark in Mitleidenschaft gezogen. Wurde das Drehen gar so früh vorgenommen, dass das Blatt bereits quer stand, bevor es am Kopf vorbei war, dann hieb man sich unweigerlich selber ins Genick. Auf diese Weise ging in Jängs Abteilung ein Arbeitsmann zu Boden und war ohnmächtig.

## Der Schreier

In der Abteilung K 4/52 gab es einen Ausbilder, der sich besonders hervortat. Im Schikanieren und Schreien war er all seinen Kollegen ein gutes Stück voraus. Vielleicht war das auch die Ursache, daß er bereits den Titel eines Obervormannes erreicht hatte. Jedenfalls hatten die Unterstellten noch weit weniger beim Exerzieren zu lachen als die Belegschaften der anderen Stuben. Er benutzte jede Gelegenheit, seine Autorität — oder sagen wir besser: seine Machtbefugnisse — zu bezeigen, und wenn sich wirklich einmal keine Gelegenheit bot, dann war er nie in Verlegenheit, sie ohne Anlaß doch als gegeben zu betrachten. So genügte es beispielsweise, daß ein von ihm angesprochener Arbeitsmann seiner Ansicht gemäß nicht laut genug antwortete.

«Mensch, reden Sie lauter!»

Mochte sich der Betreffende daraufhin auch noch so anstrengen, wenn der Herr Obervormann ein Opfer haben wollte, dann konnte es ihm niemand recht machen.

«Sie sollen lauter reden!» brüllte er dann los. Und wenn die Szene sich in der Wohnbaracke abspielte, dann kam unweigerlich sein Befehl:

«An das Ende des Flures — marsch, marsch!»

Und dort erreichte den also Schikanierten die Order:

«Rufen Sie: Ich bin ein Esell!»

Mochte er sich nun auch die Lunge aus dem Leibe schreien, er konnte im voraus sicher sein, daß es hieß:

«Mensch, lauter! Ich hör' nichts!»

Daß dieser Ausbilder besonders «beliebt» bei den Mannschaften war, braucht wohl nicht betont zu werden. Genau so wenig wie die Tatsache, daß es der größte Wunsch eines jeden war, der Obervormann möge wenigstens einmal einen richtigen Reinfall erleben.

Und eines schönen Tages waltete dann auch wirklich die ausgleichende Gerechtigkeit.

## Die Vereidigung

Einen Monat nach dem Eintreffen im Lager, auf den Tag genau, wurden die Arbeitsmänner «auf den Führer vereidigt». Daß von deutscher Seite dafür alles aufgeboten wurde, um

diesen Akt nach nazistischen Begriffen möglichst feierlich zu gestalten, war genau so selbstverständlich, wie es die Luxemburger in einen schweren Gewissenskonflikt stürzen mußte. Denn sie sollten ja einen Eid der Treue leisten auf einen Mann, dem sie nicht nur all diese persönlichen Drangsalen und Nöte verdankten, sondern der auch der ärgste Feind war, der je die Heimat überfallen und unterjocht hatte. Sie sollten sich unverbrüchlich einem Regime verpflichten, das sich zwar mit lautem Prahlen als das größte Kulturvolk darstellte, während in den von ihm errichteten KZ's die schrecklichsten Greuelthaten vollbracht wurden, deren nur ein vertierter Mensch fähig ist. Sie sollten sich mit einem Schwur zu den Mördern jener Luxemburger bekennen, die für sie selber gestreikt und ihr Leben geopfert hatten. Sie standen vor einem Gewissenskonflikt, wie ihn noch keine Luxemburger Jugend bis dahin erlebt hatte. Denn den Verweigerern dieses Eides drohte unausbleiblich das Kriegsgericht, was, angesichts der Unerbittlichkeit der Hitler-Diktatur, mit einem Todesurteil gleichzustellen war. Es war ein Dilemma, das keinen Ausweg erkennen ließ.

Gewiß. Jäng und seine Kameraden waren sich bewußt, daß ein erzwungener Eid keine Gültigkeit hat. Und es gab nicht den geringsten Zweifel, daß dieser Schwur in keiner Weise freiwillig geleistet wurde. Aber diese Ueberlegung genügte diesen jungen Luxemburgern nicht. Sie wollten überhaupt nicht auf den «Führer aller Deutschen» schwören! In dieser Richtung suchten sie einen Ausweg. Und sie fanden ihn auch.

Als der Tag der Vereidigung da war, begann schon in aller Herrgottsfrühe ein noch hektischeres Treiben im Lager als es an den vorhergehenden, «normalen» Tagen der Fall gewesen war. Der Vormann vom Dienst trillerte lauter auf seiner Pfeife, er brüllte heftiger, wenn er, beim Abgehen der einzelnen Stuben, einen verschlafenen Arbeitsmann noch auf seinem Bett sitzend fand. Die mit dem Namen «Kaffee» ausgezeichnete schwarz-braune Flüssigkeit mußte schneller als sonst hinuntergegossen werden. Das Antreten auf dem Lagerplatz dauerte den Herren Ausbildern viel zu lange, und die auf das Kommando «Richt euch!» gebildeten Reihen erschienen ihnen so krumm und tadelnswert wie nie zuvor. Kurz: Alles war nervös, angefangen beim kleinsten Arbeitsmann bis hinauf zum Abteilungskommandeur. Es war die Vorauswirkung dieses wichtigen Tages.

Die Vereidigung fand draußen vor dem Lager statt. Auf einem weiten Raum, den zu finden es hier keine Schwierig-

keit gab, da alles Land flach und für den Ackerbau unbrauchbar war, fanden sich alle Angehörigen der vier im Lager Karlshagen zusammengezogenen RAD-Abteilungen ein. In einem offenen Viereck traten sie an, jeweils drei Glieder bildend. Am Kopf einer jeden Abteilung standen ihre sämtlichen Ausbilder. Nur sie waren mit Spaten ausgerüstet, denn die Ausbildung der Arbeitsmänner war an diesem Gerät noch nicht weit genug fortgeschritten, um von den Herren Vorgesetzten als präsentierfähig erachtet zu werden.

War das ein Geschrei und Gerenne bis endlich jede Reihe schnurgerade ausgerichtet und jeder einzelne Arbeitsmann genau auf Vordermann gebracht war!

- «Sie langer Lulatsch, Sie! Nehmen Sie Ihre Fußspitzen zurück! Steht der Kerl mit seinen Quadratlatschen vor der ganzen Front!»
- «Machen Sie Ihren Knopf zu, damit Sie sich keine Lungenentzündung holen!»
- «Mensch, ziehen Sie Ihren Schmerbauch rein!»
- «Nun schau mir einer das an! Drücken Sie lieber die Brust raus statt den Arsch! Sie stehen ja da, wie ein krummgeschissenes Fragezeichen!»

Das waren noch die salonfähigsten «Empfehlungen», die den Angetretenen gegeben wurden. Und wehe wenn sich einer ihnen nicht sofort fügte! Wohl gab es keine augenblicklichen Folgen, wie es sonst üblich war. Aber der Betreffende durfte gewiß sein, daß ihn andern Tags eine Stunde Strafexerzieren erwartete, das sich gewaschen hatte!

Dann war schließlich alles zur nationalsozialistischen Zufriedenheit geregelt, und der rangälteste Abteilungsleiter konnte probeweise die Front abschreiten, nachdem ihm von den einzelnen Gruppen gemeldet worden war, daß alle ordnungsgemäß «zur Vereidigung angetreten» seien. Was übrigens nicht ganz stimmte. Denn ein paar Luxemburger hatten es zuwege gebracht, mit einer imaginären Krankheit in das Krankenrevier eingeliefert zu werden und den heutigen Tag dort verbringen zu können. Doch diese Tatsache wurde den hohen Herren Vorgesetzten einfach verschwiegen. Um sich selbst Ungelegenheiten zu ersparen.

Ja, und als dann der Rangälteste keine Beanstandungen mehr zu machen hatte, da hieß es warten. Warten bis der Vertreter von Reichsarbeitsführer Konstantin Hierl eintraf, der die Vereidigung abnehmen sollte. Da nun aber die Pünktlich-

keit die Höflichkeit der Könige ist, die nazistischen Führer jedoch keine Könige waren, so dauerte das Warten mehr als eine geschlagene Stunde. Wollte man nun diese Zeit irgendwie «nutzbringend» verwenden oder war es, weil die Vorgesetzten nervös waren, wollte man die Arbeitsmänner vielleicht auch nur ganz einfach «auf Trab» behalten, jedenfalls wurde diese Wartezeit dazu benutzt, das Ausrichten der Reihen, das «Stillgestanden!» und das «Augen rechts!» immer wieder zu üben, so daß es für alle eine richtige Erlösung war, als der hohe Herr endlich eintraf. Jäng Bremer, der in der vordersten Reihe stand, war nicht bewandert genug, um den Rang des Heranschreitenden bestimmen zu können. Er sah nur spiegelblanke hohe Reitstiefel und mächtig viel Lametta an der vorzüglich geschneiderten Uniform. Und unwillkürlich dachte er: «Dem haben sie den Rock gewiß nicht hingeworfen und dabei «Paßt!» gerufen!»

Der RAD-Offizier trat in die Mitte des offenen Viereck, machte Halt. Mit ihm blieb sein ganzes, ziemlich zahlreiches Gefolge auf respektvoller Distanz hinter ihm gleichfalls stehen. Und schon eilte der kommandierende Abteilungsleiter auf ihn zu, nachdem er ein allgemeines «Stillgestanden!» befohlen hatte. Zackig machte er seine Meldung und der Reichsarbeitsführervertreter dankte ihm mit einem um eine Nuance weniger zackigen Heben der Rechten.

Und dann kam der Augenblick, den sich die Arbeitsmänner, insbesondere die Luxemburger, so sehnlichst gewünscht, jedoch nicht für heute zu erhoffen gewagt hatten. Das kam so: Nachdem er seine Meldung gemacht hatte, trat der Abteilungsleiter wieder vor die Front der Arbeitsmänner und schrie einen weiteren Befehl, der diesmal nur den Ausbildern galt: «Präsentiert deeee — Spat'n!» Und schon knallten die Hände an die Spatenstiele, schon blitzten die blankgescheuerten Spatenblätter in der fahlen Spätherbstsonne. Und schon gab es einen Mißklang in diesem militärischen Tongemälde: Ein Spaten ging an der zu spät zugreifenden Hand vorbei und klappte zu Boden! Welch eine Katastrophe! Jäng und seine Kameraden mußten sich ein hämisches Grinsen verbeißen, obwohl sie vor innerer Schadenfreude fast zerbarsten. War doch dieses Mißgeschick genau jenem Obervormann passiert, der sie so besonders schikanierte und der immer als der Tüchtigste gelten wollte!

Doch die Vereidigungszeremonie ging ohne Unterbrechung weiter. Begleitet von dem Abteilungsleiter schritt der Hohe Herr die Fronten ab, dieweil er jeden Arbeitsmann kri-

tisch ansah und seinem Gesicht einen möglichst martialischen Ausdruck zu geben suchte. Als er zu dem unglücklichen Oberformann kam, ging sein Blick für eine Sekunde zu dem am Boden liegenden Spaten (dieser mußte vorschriftsmäßig liegen bleiben, bis der befohlene Präsentiergriff beendet war). Dann sah er dem Unglücksraben noch einmal vernichtend in die Augen und ging weiter.

Als das Frontabschreiten vorbei war, kam der wichtigste Teil der ganzen Zeremonie: die eigentliche Vereidigung mit dem Sprechen der Eidesformel. Ein Oberstfeldmeister trat vor, hob die Hand zum Schwur und sprach die Worte vor, nachdem alle die rechte Hand auf Befehl ebenfalls erhoben hatten und die Formel nachsprachen. Doch während die Deutschen das Bekenntnis der Treue zu Führer, Volk und Vaterland vorschriftsmäßig begeistert hinausschrien, blieb so mancher Luxemburger Mund stumm, die Lippen zusammengepreßt, damit ihnen ja nicht das kleinste Wörtchen entschlüpfen konnte. Jäng aber, und wie er alle Luxemburger, die in der vordersten Reihe standen, mußte den Mund bewegen, wenn er nicht aufpassen wollte. Und Auffallen war unter diesen Umständen eine Sache, die recht böse Folgen haben konnte. So sprach er denn Worte. Doch es waren keineswegs die Worte der Eidesformel. Jäng sprach vielmehr Luxemburgisch. Und wenn einer seiner Vorgesetzten das Gesprochene verstanden hätte, wäre Jäng KZ-reif gewesen. Lud er doch den «größten Führer aller Zeiten» ein, den berühmten Ausspruch Götz von Berlichingens zu befolgen!

Die Ausbildung ging weiter. Die Tage flossen in drückender Eintönigkeit dahin. Eine Woche nach der Vereidigung durften die Arbeitsmänner zum erstenmal am Samstagnachmittag auf

### Ausgang

Peenemünde war ein kleines Fischerdorf, vielleicht zwanzig Häuser groß. Und einem einzigen Wirtshaus in dem es am Wochenende auch Kaffee und Kuchen gab. Doch um an diese Dinge heranzukommen, bedurfte es zweierlei: Erstens mußte man über die nötigen Verpflegungsmarken verfügen; ohne diese durfte der Wirt keinen Kuchen abgeben. Da nun die Arbeitsmänner keine Lebensmittelkarte besaßen, weil sie ja aus der Lagerküche verpflegt wurden, so blieb ihnen höchstens die Möglichkeit, sich Marken von zu Hause schicken

zu lassen. Daß das aber auch nicht gerade einfach zu machen war, leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß die Eltern und Verwandten sich diese Dinger buchstäblich vom Munde absparen mußten. Wenn die allermeisten luxemburgischen «Peenemünder» — und die Luxemburger Jungens im RAD und auch später in der Wehrmacht überhaupt — trotzdem immer wieder Lebensmittelmarken zur Verfügung hatten, so beweist das, welche Opfer zu Hause für sie gebracht wurden, um ihnen ihr schweres Los so weit wie möglich zu erleichtern. Hier standen die Eltern für die Kinder ein, genau wie die Kinder für die Eltern einstanden, indem sie die Gefahren von RAD und Wehrmacht auf sich nahmen, um denen zu Hause eine Umsiedlung zu ersparen. Ein Aspekt, der in der Nachkriegszeit nur allzu leicht vergessen wurde.

Die zweite Voraussetzung, zu Kuchen und Kaffee zu gelangen, schien auf den ersten Blick weit einfacher zu realisieren zu sein, aber beim näheren Zusehen erwies sie sich als die schwierigere. Wie gesagt gab es in Peenemünde nur ein einziges Gasthaus in dem es Kaffee und Kuchen gab. Dafür zählten die 4 Arbeitsdienst-Abteilungen aber je etwa 150 Mann. Hinzu kamen noch die Soldaten und Zivilarbeiter der Wehrmacht, die das Lager Karlshagen ebenfalls bevölkerten, und die an den Samstagen auch nach einer Abwechslung vom Alltäglichen suchten. Wieviele sie waren, konnte Jäng nicht feststellen, aber ihre Zahl überschritt gewiß die 2.000. Wie sollte es da noch ein Stückchen Kuchen für den letzten geben? Nur die allerersten hatten Aussicht auf Erfolg. Und so begann denn jeden Samstag um 2 Uhr nachmittags, auf die Minute genau, sobald das Lagertor aufging, ein wahres Rennen, das mit einem stolzen und zufriedenen Lächeln der Sieger hinter dem Wirtshaustisch, für die Unterlegenen, also die Zuspätgekommenen, mit einer Enttäuschung — «Kuchen ist nicht mehr!» — endete. Kein Wunder, daß Jäng und seine Kameraden diese Jagd nach einem Stück Kuchen, der überdies infolge dreijähriger Kriegszeit nicht allzu sehr nach Mehl schmeckte, recht bald aufgaben und lieber im Lager blieben, um an zu Hause zu denken und einen Brief an die Heimat zu schreiben.

### Arbeiten

Als die hauptsächlichsten Ordnungsübungen — wie die Vorgesetzten das Stillstehen, im Schritt marschieren usw.

nannten — einigermaßen zur Zufriedenheit der Zug- oder Abteilungsführer klappten, wurden die Stunden, die man für sie verwandte verringert. Sie fanden nur noch alle zwei Tage statt. Dazwischen wurde am frühen Morgen zugewise vor das Lager hinausmarschiert und dort gearbeitet. Die Arbeit bestand im Bauen von Entwässerungsgräben. Bagger hatten bereits vorgearbeitet und einen Graben gezogen, dessen Wände am oberen Rande etwa 20 Meter auseinander waren, während sie sich unten, in zirka 5 Meter Tiefe, bis auf einen Meter näherten. Diese Rinne war bis 60 Zentimeter hoch mit Grundwasser gefüllt, das es abzuleiten galt. Die Arbeit der Arbeitskommandos bestand darin, die Grabenwände so abzusichern, daß der Sand nicht nach unten rutschen und so den Abfluß des Wassers behindern konnte. Zu diesem Zweck mußte die Rinne beidseitig mit Faschinen, die hinter eingerammten Pfählen verankert wurden, verdämmt werden, während die schrägaufsteigenden Wände mit Grasplatten von 50 cm im Geviert abgedeckt werden mußten. Diese Platten, die auf ihrem neuen Untergrund anwachsen und so das Abrutschen des Sandes auf immer verhüten sollten, wurden von einer nicht weit entfernt liegenden Grasnarbe beschafft. War es keineswegs angenehm mit langen Schaftstiefeln stundenlang im Wasser zu stehen und Pfähle mit einem schweren Hammer einzuschlagen, so war es geradezu erniedrigend, als Zugtier vor den kleinen Pflug gespannt zu werden mit dem die Rasenplatten der Länge und Breite nach ausgeschnitten wurden, bevor sie ein anderer Arbeitsmann mit dem Spaten abhob und auf den Schubkarren lud.

Das angestrengte und für viele der jungen Burschen völlig ungewohnte körperliche Arbeiten verschaffte natürlich einen gesunden Appetit. Leider war die Verpflegung dem nicht recht angepaßt. Gegen zwei Uhr nachmittags wurde ein Behälter mit Eintopf, der meist aus Graupensuppe bestand in der nur wenig Fleisch, dafür aber umso mehr Mohrrübenstückchen schwammen, herangebracht, von dem jeder etwa einen Liter abbekam. Für die Luxemburger war dabei das Schlimmste, daß sie dieses Mittagessen nicht durch einen Happen aus ihren Vorratskammern aufbessern konnten. Damit mußten sie bis zum Abend warten. Ueberdies waren diese Reserven natürlich auch nicht unerschöpflich. Sie hielten — wie bereits gesagt — ungefähr drei Wochen lang vor. Dann aber hieß es, sich mit dem offiziell Gebotenen begnügen. Und das entsprach keineswegs einer erstklassigen Hotelkost. Und schon gar nicht dem, was eine gute Luxemburger Mutter täglich auf den Tisch brachte!

## Die Verpflegung

Eigentlich bestand das Essen in Peenemünde aus zwei — naja, gebrauchen wir mal das Wort! — Menüs. Das erste war ein Eintopf. Er wurde dargestellt von einer milchig-weißen Flüssigkeit in welcher dicke Graupen und gekochte Kartoffeln herumschwammen. Es sah wirklich nicht allzugut aus. Und es schmeckte auch genau so. — Da war das zweite schon ganz anders. Sozusagen kulinarisch. Jeder Arbeitsmann erhielt ein Stück Fleisch, von der ungefähren Größe eines 20 Frankenscheines, jedoch fast doppelt so dick, dazu einen halben Schöpflöffel Tunke und obendrein ein halbes Dutzend geschälte Pellkartoffeln. Zu den Kartoffeln ist noch zu sagen, daß man ab und zu das unwahrscheinliche Glück hatte, daß unter den 6 nur 3 angefaulte waren. Was jedoch die Tunke angeht, so wurde sie aus sog. Bratlingspulver hergestellt. Wenn das Pulver mit genügend Wasser aufgelöst war, dann sah es genau aus wie eine braune Soße. Gar nicht schlecht. Aber es war leider keine Soße, sondern eben nur Tunke, d. h. eine Flüssigkeit, in die man die Pellkartoffeln hineintun konnte. Schmecken taten sie dann kein bißchen anders, aber sie waren nicht mehr so trocken.

Dennoch war für eine möglichst abwechslungsreiche Kost gesorgt: Den Eintopf gab es — mit dem Montag beginnend — jeden zweiten Wochentag. Und an den Tagen dazwischen — also Dienstag, Donnerstag und Samstag — das Tunkenfleisch. Der Sonntag aber wurde dadurch ausgezeichnet, daß es an ihm ebenfalls Fleisch und Tunke gab!

Einmal gab es eine Ausnahme in diesem Turnus, die keiner für möglich gehalten hätte. Das war zu Weihnachten, am Heiligen Abend. Da gab es — — — Kartoffelsalat mit Bockwurst! Ein richtiges Festtagsessen! Gewiß, die Wurst war so klein geraten, daß man sie besser Böckchenwurst genannt hätte, aber dafür war die Kartoffelsalatration ja auch so klein, daß die beiden Sachen im richtigen Verhältnis zueinander blieben.

## Das tägliche Einerlei

So vergingen die Wochen, monoton und trostlos: Exerzieren — «Hinlegen!» Spatengriffe klopfen — «Auf, marsch, marsch!» Mittagessen verschlingen — «Weitermachen!» Und nach Feierabend kam der wohl schönste Augenblick: Den

Brief lesen, den man von zu Hause per Feldpost bekommen hatte! Dann versank die ganze Umgebung, dann vergaß man die verdammte braune Uniform mit dem Hakenkreuzband am linken Ärmel; dann hörte man nichts mehr von den unverständlichen Lauten der deutschen Stubengenossen, die sich in ihrem pommerschen Dialekt unterhielten; dann versank überhaupt all das Ungemütliche, Fremde rundum. Dann war man zu Hause im Kreise der Lieben, in der Heimat! Dann war man geborgen! Und bei manchem drückte dieses Gefühl sich in einem warmen, fast glücklichen Lächeln aus. Bei manch anderem aber kam es in einer heißen, heimlichen Träne zum Ausdruck. Dann setzte man sich hin und schrieb einen langen Brief an einen Freund, eine Freundin oder an die Eltern und Verwandten. Das machte einen moralisch wieder fit. Auch wenn der Brief nur Belanglosigkeiten enthielt!

Punkt 9 Uhr war Zapfenstreich. Dann mußte alles unter der Bettdecke liegen. Das heißt: In jeder Stube hatte noch einer Dienst, Stubendienst. Er war, zusammen mit einem Kameraden, dafür verantwortlich, daß alle Ecken und Kanten im ganzen Zimmer sauber waren. Das hatte er dem Vormann vom Dienst auch zu melden, wenn dieser seinen letzten Gang durch die Abteilung machte. Zu dieser Meldung hatte er in voller Uniform zu sein. beim Eintreten des VvD (Vormann vom Dienst) strammzustehen und in militärischem Ton herunter zu leiern:

«Stube 12 belegt mit 16 Mann. Alles in den Betten. Stube gefegt und gereinigt!»

Meistens begnügte sich der Vormann mit einem raschen Rundblick, dankte und wünschte «Gute Nacht!», indem er zur Nachbarstube hin verschwand. Aber wenn ihm irgendeine Laus über die Leber gekrochen war, wenn ihm etwa der betreffende Arbeitsmann während des Tages irgendwie aufgefallen war, oder wenn ihn sein Mädels versetzt hatte, oder wenn er einfach schlecht gelaunt war, weil gerade er Dienst hatte, dann konnte die Meldung ein durchaus ungemütliches Nachspiel haben. Dann langte er mit dem Zeigefinger an irgendeine unmögliche Stelle, etwa die oberste Kante eines Spindes oder hinter die Heizungskörper, wischte dort einmal kräftig und hielt dem «Stubendienst» den schmutzigen Finger direkt unter die Nase.

«Was ist das?»

«Dreck, Vormann!»

«So, so! Dreck!» Und dann schrie er plötzlich los wie ein Berserker: «Und das nennen Sie gefegt und gereinigt! Hinle-

gen! Auf, marsch, marsch! Unter das Bett! Auf, marsch, marsch! Auf den Spind! Hinlegen!» So ging das dann eine Viertelstunde und noch länger. Was Wunder, daß jeder froh war, wenn seine Woche Stubendienst herum war!

### Werbung für die SS

Es gab auch noch andere Vorkommnisse, die keineswegs zu den erfreulichen Dingen dieser Welt gezählt werden können und denen man dennoch nicht ausweichen kann. Dies war der Fall, als es eines Morgens hieß, nach dem Appell hätten alle vier Abteilungen, die im Lager Karlshagen untergebracht waren, sich im großen Saal des Zentralgebäudes einzufinden. Bald war durchgesickert, daß ein hoher Offizier der SS eingetroffen sei, ein Obersturmbannführer oder wie die großen Tiere vom Range eines Generals bei dieser Schreckensformation hießen.

Als die etwa 600 Arbeitsmänner in dem großen Saal Aufstellung genommen hatten, hielt der SS-Offizier, nachdem er vom Lagerältesten vorgestellt worden war, eine feurige Rede, in der er die Vorteile der SS gegenüber der Wehrmacht in gleißendstem Licht darstellte. Kein Wunder, daß jeder der Anwesenden schon nach dem ersten halben Dutzend Sätze wußte, worauf die ganze Angelegenheit hinauslaufen würde: «Wer meldet sich freiwillig zur SS?»

Diese Frage kam denn auch. Aber man schien bereits Erfahrungen gemacht zu haben und stellte das Ansinnen nicht einfach kollektiv, — dies hätte gewiß ein völlig negatives Ergebnis gebracht — sondern ging persönlicher vor. Als der Redner geendet hatte, schritt er Reihe für Reihe, Mann für Mann ab, den Abteilungsältesten an seiner Seite, und befragte einen jeden einzeln. Wer die Zustände von damals kennt, der weiß wie schlecht diese Herren ein «Nein» vertragen, wenn sie ein «Ja» erwarteten. Insbesondere, wenn ein solches «Nein» von Luxemburgern kam. Dann luden die Fragesteller es gleich auf den Karren der Deutschfeindlichkeit. Und das war, im buchstäblichsten Sinne, lebensgefährlich.

Jäng, der in der dritten Reihe stand, suchte deshalb, genau wie seine Kameraden, nach einer Ausrede, die ein womöglich sogar für Nationalsozialisten plausibles «Nein» darstellte. Dabei verfolgte Jäng natürlich gespannt den weiteren Verlauf der Fragerei.

Als der SS-General dann vor den ersten Luxemburger trat, wurde es für Jäng besonders spannend.

«Wollen Sie sich zur SS melden?»

Der arme Kerl hatte offenbar auch nach einer Ausrede gesucht und keine gefunden. Das bewies sein Stammeln mit aller Deutlichkeit.

«Ich . . . also . . . ich bin Luxemburger und da wollte . . . »

Weiter kam er nicht. Der SS-Mann unterbrach ihn, und Jäng war auf ein schreckliches Donnerwetter gefaßt, das nun gewiß losbrach. Doch er wurde enttäuscht.

«Ach, Sie sind Luxemburger? — Naja!» meinte der Musterer, blickte dem luxemburgischen Arbeitsmann noch einmal scharf in die Augen und . . . ging weiter zum Nachbarn.

Damit war der Schlüssel der Erlösung für alle anderen Luxemburger gegeben. Und sie machten ausnahmslos Gebrauch davon. «Ich bin Luxemburger», gaben sie dem hohen Herrn zur Antwort und kamen damit wirklich aus dieser unangenehmen Zwickmühle heraus.

Wie später bekannt wurde, war das Ergebnis dieser Aktion mehr als dürftig. Nicht einmal ein halbes Dutzend Deutsche hatte sich gemeldet.

Und weiter ging der anstrengende Alltag mit Arbeiten und Exerzieren.

### Wunderwaffen

Eines Tages, da sie wieder draußen am Entwässerungsgraben arbeiteten, fiel ihnen ein Flugkörper auf, der von einem noch nie gesehenen Typ war. Wohl sah er aus wie ein etwas klein geratenes Jagdflugzeug, aber das Eigenartige daran war ein heller Feuerschweif, der zum hinteren Ende des Fahrzeuges meterlang herauschlug. Was mochte das für ein Ding sein?

Als sie ihren Zugführer danach fragten, meinte der, es handele sich um das Modell eines neuen Jägers, der hier entwickelt würde. Das war eine durchaus glaubwürdige Erklärung, denn hier in Peenemünde tat sich auf diesem Gebiet allerhand. Das konnten die Arbeitsmänner nicht nur merken an dem mehr als emsigen Hoch- und Tiefbau-Betrieb der alenthalben herrschte — wenn sie hinaus zum Strand marschierten kamen sie stets an einer ganzen Reihe von Baustellen vorbei —, es mußte auch auffallen, daß hier, wo wirklich keine militärische Operation zu erwarten war, eine Unmenge

Soldaten aller Waffengattungen, insbesondere aber der Luftwaffe, herumlief. Es mußte auch auffallen, daß sich auf der vollkommen tellerflachen Halbinsel ganz in der Nähe des Lagers ein «Berg» erhob, bei dem die künstliche Anlage nicht zu übersehen war. Denn er war nicht nur von einer völlig runden, wie mit dem Zirkel gezogenen Form, sondern in einer Höhe von etwa 100 Metern derart abgeflacht, daß er einen vollkommenen, abgestumpften Kegel darstellte. Und weiter konnte man täglich beobachten, wie sich zigarrenförmige Geschosse von unsichtbaren Abschlußplätzen erhoben und in einem weiten Bogen weit draußen in die Ostsee fielen. Heute würde jeder kleine Junge diese Dinge als Raketen erkennen; damals aber war dieser Ausdruck noch der Technikersprache vorbehalten, und nur Fachleute konnten sich darunter etwas Konkretes vorstellen.

Es steht heute historisch einwandfrei fest, daß Informationen hierüber, von Luxemburger Zwangsrekrutierten weitergegeben, mit dazu beitrugen, die englische Luftwaffe zu einer Bombardierung Peenemündes zu veranlassen, die eine starke Verzögerung der Entwicklung und des Baus der sog. Vergeltungswaffen bewirkte. Denn bei dem «neuen Jäger» mit dem Feuerschweif handelte es sich um die V 1 und bei den zigarrenförmigen Geschossen um die V 2, um jene «Wunderwaffen» also, von denen Goebbels viel später sagte, ihm habe das Herz stillgestanden als er deren Wirkung sah.

Es darf mit Stolz festgehalten werden, daß hier Zwangsrekrutierte einen Akt vorbildlichen Widerstandes gegen den nazistischen Unterdrücker gezeigt haben.

### Dem Ende entgegen

Ueber das Weihnachtsfest im RAD wurde bereits unter dem Kapitel «Verpflegung» insofern berichtet, als gesagt wurde, daß es damals ein Sondermenü, nämlich Kartoffelsalat mit Bockwurst, gab. Viel mehr ist darüber auch nicht zu berichten, da ansonsten alles in seinen alltäglichen Bahnen verlief. Höchstens, daß am Heiligen Abend die Sehnsucht aller nach der Heimat und dem elterlichen Heim noch stärker war als an den übrigen Tagen.

So schlich diese Zeit der Leiden allmählich ihrem Ende zu. Doch wenn sie auch zum größten Teil aus manchmal unmenschlicher Anstrengung, aus grenzenloser Verlassenheit, aus meist ohnmächtiger Wut und besonders aus ungeheurer Seelennot bestand, so enthielt sie aber auch Momente der wahr-

haften Zufriedenheit, ja sogar des fast ungetrübten Glückes. Etwa dann, wenn ein Brief oder gar ein Paket von den Lieben zu Hause eintraf, wenn man spürte, daß die Heimat einen nicht vergessen hatte, daß die Freunde und Angehörigen einem nahe waren, trotz der vielen hundert Kilometer, die dazwischen lagen!

Und die daheim taten oft das Unmögliche, um einem dieses Gefühl des Geborgenseins in möglichst reichem Maße zu geben. Sie schrieben fast täglich, sie sparten sich das Beste vom Munde ab, um ihre Verbundenheit mit ihren «Jongen» in tiefster Weise zu bezeugen. Sie verdienten sich unseren Dank über unsere Lebenszeit und über ihr eigenes Grab hinaus! — — —

### Nach Hause!

Und dann war der so heiß ersehnte Tag gekommen, der Tag, auf den alle so schmerzlich gewartet hatten, der Tag, an dem es hieß: «Nach Hause!»

Bereits als einige Tage zuvor der Befehl kam, sich die Zivilkleider von zu Hause schicken zu lassen, hatte es einen fast endlosen Jubel gegeben. Aber diese Freude war noch nicht vollkommen gewesen. Hatte doch immer noch ganz tief im Innern des Herzens ein klein wenig Furcht gestanden, es könnte in allerletzter Minute wieder alles über den Haufen geworfen werden. Schließlich hatte man bei «Preußens» die undenkbarsten Ueberraschungen erlebt!

Aber diesmal ging es nach Plan und Wunsch: Am Morgen des 29. Dezember 1942 schlug für Jäng und seine Kameraden die Abschiedsstunde von Peenemünde, Lager Karlshagen. Er wurde eigentlich kein Abschied, es wurde vielmehr ein Freudenfest! Was verschlug's, daß die Verpflegung, die man ihnen mitgab und die für drei volle Tage berechnet war, schon am Ende des ersten Tages zur Neige ging! Was verschlug's, daß eine schrecklich lange Reise in überfüllten Eisenbahnabteilen bevorstand! Was machte es schon aus, daß, infolge langer, nächtlicher Fliegeralarme, ein weiter Umweg über Norddeutschland bis ins Ruhrgebiet hinein in Kauf genommen werden mußte! Was machte das schon aus, wo man doch auf dem Rückweg in die solange vermißte Heimat war!

In Köln gab es einen längeren Aufenthalt, den Jäng, zusammen mit einigen Kameraden, dazu benutzte, sich in einem Humpen, den er im Peenemünder Unteroffiziersmeß «organi-

siert» hatte, bei der Bahnhofsküche einen Schlag Erbsensuppe besorgte. Als dann von irgendeinem Kirchturm her die 12 Schläge der sylvesterlichen Mitternacht verhallt waren, da geschah es, daß Jäng dem neuen Jahr im Gelände des Kölner Güterbahnhofes mit einem Humpen voll Erbsensuppe entgegenprostete.

Dem neuen Jahr. Dem Jahr 1943. Einem Jahr, das für ihn und viele tausend andere junge Luxemburger noch weit größere Leiden und Nöte bringen sollte!

Die Nacht hatte sich schon über den Neujahrstag gesenkt, als Jäng in Luxemburg das Bahnhofsgebäude verließ, nachdem er Abschied von den Freunden, denn das waren sie in diesen drei langen, beschwerlichen Monaten geworden, genommen hatte. Unsichtbar lag die Heimatstadt in der Verdunkelung, nässend quoll der Schneematsch unter den Tritten; ein keineswegs freundlicher Empfang für einen, der so lange die heimatliche Geborgenheit hatte entbehren müssen. Aber die Freude in Jäng's Herz war zu groß, als daß ihn Derartiges hätte betrüben können: In einer knappen Stunde würde er zu Hause sein bei all den lieben Menschen, die er in der feindlichen Fremde so sehr entbehrt hatte! — — —

Was Jäng Bremer in Peenemünde erlebte, war in keiner Weise außergewöhnlich. Tausende und aber Tausende von Luxemburger «Jongen» erlebten es in jenen Monaten und Jahren in gleicher Weise. Viele hatten es noch weit schwerer. Für manche wurde es gar zur Tragödie.

\* \* \* \*